

**Herausgegeben von
Gerald Hartung und Alexander Schnell**

in Zusammenarbeit mit

Andrea Esser (Jena)
Anne Eusterschulte (Berlin)
Rahel Jaeggi (Berlin)
Rainer Schäfer (Bonn)
Philipp Schwab (Freiburg)

KlostermannWeißeReihe

Michael Jenewein

Stile des Menschseins

Eine phänomenologische
Anthropologie der Weltverhältnisse

Klostermann **Weißereihe**


Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2026 · Vittorio Klostermann GmbH, Westerbachstraße 47,
60489 Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung. Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.

Gedruckt auf EOS Werkdruck von Salzer,
alterungsbeständig  ISO 9706 und PEFC-zertifiziert.

Druck und Bindung: docupoint GmbH, Barleben

Printed in Germany

ISSN 2625-8218

ISBN 978-3-465-04710-0

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

verlag@klostermann.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Stil, das ist der Mensch selbst	11
1. Die Gleichung von Mensch und Stil in den klassischen Stiltheorien	15
Die anthropologische Wende in der Stilforschung	15
Vier Möglichkeiten die Gleichung von Mensch und Stil zu denken	19
1.1 Ausdruck von Individualität: Romantizismus	20
Authentizität als Abdruck der individuellen Seele	22
Karl Philipp Moritz: Die Eigentümlichkeit des Künstlers im Stil	26
Zwischenfazit	29
1.2 Ausdruck von Kollektivität: Historizismus	29
Normative und deskriptive Ansätze: Zwischen Volks- und Zeitgeist	30
Karl Mannheim: Stil als Ausdruck eines Kollektiv-Unbewussten	36
Zwischenfazit	43
1.3 Konstruktion von Individualität: Ästhetizismus	44
Walter Pater und Oscar Wilde: Individualität durch Stil	47
Wider Authentizität: Konstruktion statt Ausdruck	54
Zwischenfazit	55
1.4 Konstruktion von Kollektivität: Funktionalismus	56
Georg Simmel: Zugehörigkeit durch Stil	58
Mode als institutionalisierte Form von Stil	64
Zwischenfazit	72
1.5 Die Gleichung von Mensch und Stil: Eine anthropologische Mogelpackung	72

2.	„Stil“ als phänomenologische Kategorie: Die Relation zwischen Mensch und Welt	77
2.1	Stile des In-der-Welt-Seins: Lambert Wiesing und Heinrich Wölfflin	82
	Die Pluralität der Daseinsstile: Phänomenologie des In-der-Welt-Seins	83
	„Malerisch“ und „linear“: Von kunstgeschichtlichen zu daseinsgeschichtlichen Grundbegriffen	88
2.2	Die phänomenale <i>Conditio humana</i> : Zwischen malerischer Verbundenheit mit und linearer Differenzierung von der Welt	94
	Malerisch–linear I: Eine Denknötwendigkeit	96
	Malerisch–linear II: Spektrum statt Binarität	101
2.3	Phänomenologische Anthropologie: Von der Welt zur intersubjektiven Lebenswelt	106
	Phänomenologische Anthropologie: Eine philosophische Untertreibung?	107
	Der Gewinn der Mitmenschen durch die anthropologische Wende	112
	Die intersubjektive Lebenswelt, ein Apriori des Menschseins	117
3.	Formale Soziologie als phänomenologische Anthropologie	127
3.1	Das Prinzip der Formalen Soziologie: Denken in Relationen	128
3.2	Die Genese des Prinzips: Spuren des Neukantianismus und die Verwandtschaft zur Formalen Ästhetik	133
	Grundbegriffe zwischen Apriori und Kulturvielfalt	134
	Apriorische Formen der Anschauung und apriorische Formen der Vergesellschaftung	138
3.3	Die Geltung des Prinzips: Das phänomenologische Fundament der Formalen Soziologie	145
	Ferdinand Tönnies: Kann Formale Soziologie phänomenologisch sein?	146

Georg Simmel: Formale Soziologie kann phänomenologisch sein	148
Alfred Vierkant: Formale Soziologie sollte phänomenologisch sein	154
Theodor Litt: Formale Soziologie ist phänomenologisch . . .	156
4. Stile des Miteinanders: Die Relation zwischen Mensch und mitmenschlicher Lebenswelt	159
4.1 Ferdinand Tönnies und Alfred Vierkant: ,Gemeinschaft–Gesellschaft‘ als Stilspektrum des Miteinanders	161
Die malerische Gemeinschaft und die lineare Gesellschaft . .	162
,Gemeinschaft‘ und ,Gesellschaft‘ als phänomenologische Kategorien	166
Das Miteinander als Spektrum: Wesensgemeinschaft, Erlebnisgemeinschaft, Anerkennungsverhältnis	171
Die Grenzen der Gemeinschaft und die Grenzen der Gesellschaft	177
4.2 Theodor Litt: Stil als Folge der Wirklichkeit der Anderen	182
,Meine‘ Mitmenschen: Vorstellung oder Wirklichkeit? . . .	183
Die Evidenz des Fremdpsychischen: Die ,Reziprozität der Perspektiven‘	186
Die Anderen für mich: Bedingungen meines Stils	195
4.3 Georg Simmel: Stilbrüche des Miteinanders	202
Die Erfahrung eines ,falschen‘ und eines ,richtigen‘ Stils . . .	203
Gemeinschaftliche Abhängigkeit und gesellschaftliche Einsamkeit	207
Die Gegebenheitsweisen der Anderen: Allgemeine Typen und einzigartige Individuen	211
Die Kontingenz der Gegebenheitsweise der Anderen	216
Schluss: <i>Midsommar</i> und <i>Joker</i> zwischen Kult und Kälte . . .	223
Literaturverzeichnis	231
Danksagung	247

Einleitung: Stil, das ist der Mensch selbst

Von Stil zu reden, ist nur da sinnvoll, wo die Möglichkeit einer Vielfalt gegeben ist. Stil ist die Formgebung eines Inhalts, der auch anders hätte verwirklicht werden können – eben in einem anderen Stil. Es verwundert daher nicht, wenn in der Kunst- und Literaturwissenschaft von einer Stilgeschichte die Rede ist; ähnliche Inhalte, wie Liebe, Angst oder Trauer um einen verstorbenen Menschen, wurden im Laufe der Geschichte auf verschiedene Weise, in unterschiedlichen Stilen, dargestellt. Umso irritierender mag die Absicht der vorliegenden Arbeit wirken, vom Stilbegriff als einer *anthropologischen Kategorie* zu sprechen; ist doch gerade die Anthropologie jener Teilbereich der Philosophie, der nach dem Wesen des Menschen fragt – und damit nicht eine mögliche Vielfalt oder Geschichte, sondern die ahistorische, notwendige Gemeinsamkeit einer Sache im Sinn hat.

Wenn der Stilbegriff als begriffliches Werkzeug zur Disposition gestellt wird, um ein Wesensmerkmal des Menschseins beschreiben und explizit machen zu können, ist damit zugleich eine Behauptung über die *Conditio humana* verbunden: Es gibt nicht nur einen Stil, sondern *Stile des Menschseins*. Anthropologisch ist die Bedeutung des Stilbegriffs mithin nur dann, wenn diese Vielfalt keine kontingente, also ontische Struktur des menschlichen Daseins, sondern eine notwendige, also ontologische Struktur beschreibt. Von verschiedenen Lebensstilen zu sprechen – ob man nun etwa lieber Kaffee trinkt und Zigaretten raucht oder Vitaminwasser trinkt und regelmäßig joggen geht –, wäre keine philosophisch-anthropologische, sondern eine kulturwissenschaftlich-ethnologische Verwendungsweise des Begriffs. Es würde lediglich eine *kontingente Vielfalt* an möglichen Lebensentwürfen differenziert. Philosophisch-anthropologisch wird die Rede von Stilen des Menschseins erst dann, wenn die Frage, auf die man eine Antwort geben möchte, wie folgt lautet: *Gibt es ein Wesensmerkmal des Menschseins, das erst durch den Stilbegriff in seiner Klarheit und Deutlichkeit erfasst werden kann?* Die Antwort, die sich im Laufe dieser Arbeit herausbilden wird, lautet: *Das a priori denkbare Spektrum des In-der-Welt-Seins, und damit die formalen Relationen von mir zu meinen Mitmenschen, sind jenes Merkmal des Menschseins, zu dessen Klärung eine Hinwendung zum Stilbegriff erforderlich wird.* Es geht also darum, eine der Struktur des menschlichen Weltverhältnisses inhärente, *notwendige Vielfalt* auf den Begriff zu bringen.

Den Stilbegriff als anthropologischen Grundbegriff zu identifizieren, ist keine willkürliche Entscheidung, sondern baut auf einem Forschungsinteresse auf, das man als *anthropologische Wende der Stilfeorschung* bezeichnen könnte: *Le Style est l'homme même / Stil, das ist der Mensch selbst*. Dieses paradigmatische Diktum des Aufklärers und Naturphilosophen Georges-Louis Leclerc de Buffon war prägend für eine ganze Reihe von Philosophinnen und Philosophen, um nicht über konkrete Stileigenschaften einzelner Kunstwerke, sondern das grundlegende Verhältnis von Mensch und Stil nachzudenken: Was lässt sich über den Menschen lernen, wenn man sich dem Phänomen des Stils zuwendet? Die Beiträge hierzu reichen von literatur- und kunstwissenschaftlichen Ansätzen der Aufklärung und Romantik sowie soziologischen Arbeiten der Moderne bis hin zu philosophischen Positionen der Postmoderne. Eine eigene Forschung über diese *Gleichung von Mensch und Stil* hat sich vor allem gegen Ende des 20. Jahrhunderts etabliert. Eine Arbeit, die sich der anthropologischen Relevanz des Stilbegriffs widmet, kommt also nicht umhin, diese Diskussion aufzunehmen und sich ihr gegenüber zu positionieren. Diese Diskussion wird den Auftakt der vorliegenden Arbeit ausmachen.

In einem ersten Schritt wird daher ein typologischer Überblick über die klassischen Theorien zum Verhältnis von Mensch und Stil erarbeitet. Begrifflich wird vorgeschlagen, die Vielfalt an Stiltheorien nach *romantizistischen*, *historizistischen*, *ästhetizistischen* und *funktionalistischen* Ansätzen zu unterteilen. Es wird sich zeigen, dass bei den traditionellen Lesarten von *Stil, das ist der Mensch selbst* anthropologisch nicht viel zu holen ist: Trotz eines augenscheinlich anthropologischen Interesses steht hier weiterhin das ästhetische Phänomen des Stils im Vordergrund und nicht die Klärung der Frage: *Was ist der Mensch?* Die Stilfeorschung bleibt das, was sie ist: Stil- und nicht Menschforschung.

Genau deswegen will diese Arbeit den Vorschlag für einen Perspektivenwechsel machen: Stiltheoretische Texte sollen nicht auf ihre unterschiedlichen anthropologischen Implikationen geprüft, sondern umgekehrt anthropologische Diskussionen identifiziert werden, in denen der Stilbegriff Anwendung findet, um ein gemeinsames Phänomen des Menschseins zu beschreiben. Fündig wird man diesbezüglich innerhalb der Phänomenologie. Bereits in den Arbeiten von Edmund Husserl, Alfred Schütz und Maurice Merleau-Ponty lässt sich eine erste Hinwendung zum Stilbegriff feststellen, um damit das spezifische *Weltverhältnis des Menschen* zu beschreiben. Vollends als *Terminus technicus* taucht der Begriff aber erst in den phänomenologischen Schriften von Lambert Wiesing auf, der damit das Phänomen einer *Stilpluralität des In-der-Welt-Seins* beschreiben möchte. Der Stilbegriff ist hier

keine Floskel, sondern ein Fachbegriff, den Wiesing anhand einer Rezeption von Heinrich Wölfflins *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen* entwickelt. Die formalästhetischen Stilbegriffe ‚malerisch‘ und ‚linear‘, die Wölfflin einführt, um das denkbare Spektrum sichtbarer Relationen innerhalb eines Bildganzen zu beschreiben, werden für Wiesing zu *daseinsgeschichtlichen Grundbegriffen*: ‚Malerisch‘ und ‚linear‘ beschreiben das denkbare Spektrum der Relationen des Menschen zu seiner Umwelt. Die These der vorliegenden Arbeit, die sich vor allem aus der Diskussion mit Wiesings und Wölfflins Positionen ergibt, lautet: Der Stilbegriff ist nicht ein Grundbegriff anthropologischen Denkens überhaupt, sondern Grundbegriff einer *phänomenologischen Anthropologie*: Die invarianten Strukturen der Relation von mir zu meiner Welt können durch die Stil Kategorien ‚malerisch‘ und ‚linear‘ auf den Begriff gebracht werden. Es geht also um die Erfahrung, wie es ist, ein Mensch in der Welt zu sein.

Solch eine Behauptung kommt nicht umhin, das schwierige Verhältnis von Phänomenologie und Anthropologie zu thematisieren, das seit Husserl besteht. Kern dieses Streits ist die Frage, ob Phänomenologie als *transzendente* Wissenschaft die Bedingungen der Möglichkeit von Bewusstsein überhaupt oder als *mundane* Wissenschaft die menschliche Existenz zum Thema hat. Der mundan-phänomenologische Ansatz versucht Husserls Anthropologiekritik dahingehend zu unterwandern, dass er die genuine Welt des Menschen als *intersubjektive* in den Blick nimmt. Diesem Verständnis von mundaner Phänomenologie wird sich hier angeschlossen: Eine phänomenologische Anthropologie fragt nach den intersubjektiven Strukturen des In-der-Welt-Seins, also der *Lebenswelt* des Menschen. Der Mensch ist nicht allein in der Welt. Für eine Untersuchung der anthropologischen Bedeutung des Stilbegriffs heißt das: Aus den Stilen des Menschseins werden *Stile des Miteinanders*. Damit ist die Frage vorgegeben, die sich an die Behauptung anschließt, ‚Stil‘ stelle den Grundbegriff einer phänomenologischen Anthropologie dar: Was sind die denkbaren Relationen, die der Mensch zu seiner mitmenschlichen Lebenswelt unterhalten kann, und wie kann diese notwendige Vielfalt durch den Stilbegriff systematisch erfasst werden?

Phänomenologische Beschreibungen zum Verhältnis von Mensch und Mensch findet man bereits bei Husserl, Schütz, oder Merleau-Ponty, um nur einige zu nennen. Anstelle auf bestehende Klassiker der Sozialphänomenologie zurückzugreifen, wagt diese Arbeit den Versuch, eine für die Phänomenologie wie Anthropologie eher ungewöhnliche und bisher kaum thematisierte Strömung neu zu entdecken: die *Formale Soziologie* der Autoren *Ferdinand Tönnies*, *Georg Simmel*,

Alfred Vierkandt und *Theodor Litt*. Genau so, wie Wölfflin in seiner Formalen Ästhetik die denkbaren Relationen einzelner Bildteile zueinander beschreiben möchte, versucht die Formale Soziologie, die denkbaren Relationen des Menschen zu seinen Mitmenschen begrifflich zu differenzieren. Wenn bei Wölfflin die Rede von den Stil kategorien ‚malerisch‘ und ‚linear‘ ist, spricht man in der Formalen Soziologie von ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘. Diese Strukturaffinität der beiden Strömungen soll zunächst auf ihre Gemeinsamkeiten hin untersucht werden, um daran anschließend für eine phänomenologische Lektüre der Formalen Soziologie zu plädieren: Der Stilbegriff, so wird sich zeigen, bietet das begriffliche Potential, um die *Formale Soziologie als eine implizite Phänomenologie der Stile des Miteinanders* explizit zu machen.

Anstelle einer schulsoziologischen Rezeption wird daher im letzten Teil dieser Untersuchung eine phänomenologische Lektüre formalsoziologischer Texte vollzogen: ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ sind Stilbegriffe, die das denkbare Spektrum dessen beschreiben, wie das Verhältnis des Menschen zu seinen Mitmenschen erlebt wird: als gemeinschaftliche Verbundenheit, gesellschaftliche Differenzierung oder etwas dazwischen. Aus den statischen Kategorien ‚Gemeinschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ werden phänomenologisch beschreibbare Gemeinschafts- und Gesellschaftserfahrungen. Gleichzeitig ist damit dezidiert kein normativer Anspruch verbunden: Phänomenologisch lässt sich kein Primat des einen vor dem anderen feststellen, sondern lediglich die Invarianz, dass die Erfahrung des Miteinanders notwendigerweise innerhalb des gemeinschaftlich-gesellschaftlichen Stilspektrums stattfindet, dass mein Stil des Miteinanders, und damit auch mein In-der-Welt-Sein, eine Folge der Wirklichkeit der Anderen ist und dass jede Form dieser Gemeinschafts- wie Gesellschaftserfahrung sowohl positiv als auch negativ erlebt werden kann.

In anderen Worten: *Die notwendige Vielfalt der Wechselbeziehungen, das heißt, dass der Mensch a priori auf keine primäre Weise des intersubjektiven In-der-Welt-Seins festgelegt ist und dass man nichtsdestoweniger die Bedingungen und Grenzen dieses Spektrums beschreiben kann, lässt sich durch eine stilphänomenologische Lektüre der Formalen Soziologie erfassen.* Darin liegt der anthropologische Mehrwert des Stilbegriffs.

1. Die Gleichung von Mensch und Stil in den klassischen Stiltheorien

Wenn man wissen möchte, ob und inwieweit ‚Stil‘ einen anthropologischen Grundbegriff darstellt, lassen sich zunächst zwei grundlegende Fragen differenzieren: In welchen Forschungsbereichen findet bereits eine Reflexion über das Menschsein mittels des Stilbegriffs statt und welches konkrete Phänomen soll damit bezeichnet werden? In dem folgenden Kapitel wird daher ein Überblick verschiedener Ansätze geboten, die das Verhältnis von Mensch und Stil in das Zentrum ihres Denkens rücken. Ziel dieses Kapitels ist die Erstellung einer Typologie klassischer Stilbegriffe, um einerseits einen systematischen Überblick über die Vielfalt der Forschungslage zu bekommen und andererseits die Grenzen und den Mehrwert dieser Theorien explizit zu machen. Zuerst soll aber auf die eigentümliche Forschungssituation zu diesem Thema aufmerksam gemacht werden, um daran anschließend die leitende These für diese Typologie vorzustellen.

Die anthropologische Wende in der Stilforschung

„Le Style est l'homme même.“¹ *Stil, das ist der Mensch selbst*. Kein Zitat wird man in kulturwissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Stilbegriff öfter finden als dieses. Zurück geht der Satz auf den französischen Naturforscher, Aufklärer und Philosophen Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707–1788). 1753 hielt er an der Académie française seine Antrittsrede „Discours sur le style“, in der er seine bedeutende Stiltheorie entwickelte. Die Rede zählt zu den berühmtesten der Akademie und wurde seitdem in über 60 Ausgaben veröffentlicht. Zahlreiche Schriftsteller und Philosophen nahmen immer wieder auf das genannte Zitat Bezug, arbeiteten es in ihre Werke ein oder stellten ihr künstlerisches Selbstverständnis in die Tradition Buffons.² Die Rezeptionsgeschichte

¹ Georges-Louis Leclerc de Buffon, *Discours sur le style* (1753), Paris 1875, S. 25. Neben *Stil, das ist der Mensch selbst* wird der Satz im Deutschen auch oft mit *Der Stil ist der Mensch selbst* oder *Der Stil, das ist der Mensch selbst* übersetzt. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird die Übersetzung *Stil, das ist der Mensch selbst* beibehalten.

² Vgl. Wolfgang G. Müller, *Topik des Stilbegriffs. Zur Geschichte des Stilverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart*, Darmstadt 1981, S. 45–51.

Buffons hat vor allem Wolfgang G. Müller in seiner Studie *Topik des Stilbegriffs. Zur Geschichte des Stilverständnisses von der Antike bis zur Gegenwart* (1981) in eindrücklicher Ausführlichkeit aufgearbeitet. Neben einer umfassenden Historie der verschiedenen Buffon-Interpretationen hat er aber auch darauf aufmerksam gemacht, dass sich ähnliche Formulierungen sowohl bei Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts als auch bereits in Antike, Renaissance und Barock finden lassen. Buffons Rede stellt für Müller eine „spezifisch neuzeitliche Erscheinungsform eines alten Topos“ der immer wiederkehrenden Auffassung einer „Gleichung von Mensch und Stil“³ dar:

Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit entstammt der Erkenntnis, daß der im England des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts exemplarisch zutage tretenden Opposition zweier unterschiedlicher Stilauffassungen – des klassizistischen Verständnisses vom Stil als der Einkleidung des Gedankens (*style as dress*) und der romantischen Vorstellung der Identität von Stil und geistig-seelischer Disposition des Menschen (*style as man, style as the incarnation of thought*) – konkurrierende Topoi zugrunde liegen, ja, daß seit der Antike eine Topik des Stilbegriffs existiert, die bis ins 20. Jahrhundert hinein sehr produktiv gewesen ist und deren Untersuchung Einsicht in bedeutsame stil-, literatur-, geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge eröffnet.⁴

Während Müller dem klassizistischen *Style-as-dress-Topos* einen sekundären Stellenwert zuschreibt, ist vor allem der *Style-as-man-Gedanke* in philosophischer Hinsicht interessant. Die – wie Müller sagt – ‚romantische Vorstellung der Identität von Stil und geistig-seelischer Disposition des Menschen‘ führt unweigerlich zur Frage *Was ist der Mensch?* Müller hat mit seiner Arbeit somit gleich zwei erhebliche Forschungsbeiträge geleistet: In historischer Hinsicht hat er gezeigt, dass sich der Gedanke einer ‚Gleichung von Mensch und Stil‘ in verschiedenen Stiltheorien über die Epochen hinweg durchzieht. Ausgehend von der Antike bis in die Moderne versucht er, diesen Gedanken bei verschiedenen Autoren herauszustellen, und liefert dabei eine erstaunlich ausführliche Aufarbeitung der Geschichte des Stilbegriffs und besonders des *Style-as-man-Topos*. Dabei diente ihm Buffons Diktum *Stil, das ist der Mensch selbst* als Blaupause.

Damit ist auch schon der zweite systematische Beitrag Müllers genannt: Seiner Arbeit folgten in den 80er und frühen 90er Jahren

³ Müller, *Topik des Stilbegriffs*, S. 42 und 9.

⁴ Ebd., S. 1.

– vor allem, aber nicht ausschließlich, im deutschsprachigen Raum⁵
– eine Reihe von Veröffentlichungen, die sich als Beiträge zu einer interdisziplinären Stilforschung verstehen lassen. Während Müller die Verbindung von Mensch und Stil ausschließlich anhand von Stiltheorien aus dem Bereich der englischsprachigen Literaturgeschichte und -theorie verdeutlichte, folgten später auch Beiträge aus anderen Fachbereichen. Müllers These einer ‚Gleichung von Mensch und Stil‘ fungierte damit als eine Art Startschuss für einen neuen, wenn auch überschaubaren Forschungszweig der Geistes- und Kulturwissenschaften. In diesen Arbeiten ging es nicht mehr um einzelne Untersuchungen eines konkreten historischen Stils in Abgrenzung zu anderen – was unterscheidet etwa den kubistischen Stil von einem impressionistischen? –, sondern um eine Erarbeitung der philosophisch-weltanschaulichen Grundlagen verschiedener Stiltheorien, ihrer Geschichten, Traditionszusammenhänge und unterschiedlichen Bedeutungen. Die Ausrichtung dieser *interdisziplinären Stilforschung* lässt sich als Wechsel von einem extensionalen zu einem intensionalen Erkenntnisinteresse am Stilbegriff zusammenfassen: Es geht nicht mehr um die Untersuchung einzelner ästhetischer Formenphänomene, die anschließend differenziert und unter einem allgemeinen Stilbegriff subsumiert werden, sondern darum, die unterschiedlichen Kriterien, die es rechtfertigen, überhaupt von ‚Stil‘ zu sprechen, zu charakterisieren und zu differenzieren.

Exemplarisch ist hier der Sammelband von Hans-Ulrich Gumbrecht und Ludwig K. Pfeiffer *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements* (1986). Der Titel lässt bereits klar die Richtung des Erkenntnisinteresses erkennen, das sich in weiten Teilen Müllers Studie anschließt. Auch in diesem Band finden sich etliche Aufsätze, die auf Buffons Zitat eingehen. Müllers Einschätzung, dass das Diktum *Stil, das ist der Mensch selbst* innerhalb verschiedener Stiltheorien seit Buffon nicht mehr wegzudenken gewesen sei, gilt auch für die interdisziplinäre Stiltheorieforschung. Sowohl Stiltheoretiker als auch die einzelnen Forschungsbeiträge über Stiltheorien kommen immer wieder auf Buffon zurück. Man hat es mit einer anthropologischen Wende innerhalb der Stilforschung zu tun. Das Hauptinteresse gilt nicht der Beschreibung des Stils eines Objektes, sondern der Frage, wie Stil und Mensch zusammenhängen: Durch die Arbeit am und mit dem Stilbegriff, so könnte man den gemeinsamen Leitgedanken

⁵ Für den englischsprachigen Raum vgl. auch den Sammelband *The Question of Style in philosophy and the arts*, hg. v. Caroline van Eck, James McAllister und René van de Vall, Cambridge 1995.

jener Forschungsrichtung zusammenfassen, lässt sich etwas über das Menschsein in Erfahrung bringen.

Damit stellen sich aber folgende Fragen: Was ist der Mehrwert, wenn man sich mittels des Stilbegriffs der Frage nach dem Menschsein nähert? Was kann man mithilfe des Stilbegriffs über den Menschen erfahren, was ohne ihn nicht möglich wäre? Oder erfährt man hier nur etwas über die unterschiedlichen Verwendungsweisen des Stilbegriffs, aber nichts – anthropologisch gesprochen – über das Wesen des Menschen selbst? In Anbetracht der Verschiedenheit der Beiträge und der Wandelbarkeit des Stilbegriffs drängt sich die Frage, ob hier mit ‚Stil‘ wirklich ein spezifisches Phänomen des Menschseins beschrieben wird, durchaus auf. Verstärkt wird dieser Zweifel durch die stark historische Denkweise innerhalb der Stilfeorschung: Insbesondere Gumbrecht spricht gar von einer „Pluralität der Geschichten des Stilbegriffs“⁶. Der Stilbegriff habe nicht nur eine Geschichte, sondern gleich mehrere, die auch zu ganz unterschiedlichen Bedeutungen des Begriffs geführt hätten. Ganz ähnlich hat auch Müller argumentiert: Die Rezeptionsgeschichte von *Stil, das ist der Mensch selbst* sei gerade deswegen so vielfältig,

weil jede Epoche ihr eigenes Bild vom Menschen und ihre eigene Vorstellung vom Stil hat. Im Klassizismus mit seinem generalisierten Menschenbild bedeutet der Satz etwas anderes als in späterer Zeit, wo das Besondere des Menschen gerade in seiner einmaligen Individualität und Subjektivität gesehen wurde.⁷

An dieser Stelle gilt es aufzupassen, dass das Erkenntnisinteresse der interdisziplinären Stilfeorschung nicht in einen Relativismus abrutscht. Dass zu verschiedenen historischen Epochen unterschiedliche Menschenbilder vorherrschend waren oder es verschiedene Traditionslinien des Stilbegriffs gibt, bedeutet nicht, dass die Bedeutung von *Stil, das ist der Mensch selbst* einfach nur abhängig von ihren soziohistorischen Rahmenbedingungen wäre und sich darüber hinaus nichts mehr sagen ließe. Innerhalb der Stilfeorschung hat die kulturhistorische Schwerpunktsetzung aber leider zur Folge, dass es viele Geschichten, aber weiterhin keine *systematische Typologie* des Stilbegriffs gibt. Die Gefahr eines historischen Relativismus wird in den folgenden Kapiteln ernst genommen: Es geht nicht darum, einen historischen Abriss unterschiedlicher Stilbegriffe zu bieten, sondern eine systematische Typolo-

⁶ Hans Ulrich Gumbrecht, „Schwindende Stabilität der Wirklichkeit. Eine Geschichte des Stilbegriffs“, in: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt am Main 1986, S. 726 – 788, hier S. 749.

⁷ Müller, *Topik des Stilbegriffs*, S. 44.

gie unterschiedlicher Lesarten der ‚Gleichung von Mensch und Stil‘ zu erstellen. Oder, anders formuliert: *Wie kann das Verhältnis von Mensch und Stil gedacht werden?* Leitend ist hierfür nicht die Suche nach einer richtigen Buffon-Interpretation, sondern das Einnehmen einer meta-theoretischen Perspektive, um die Frage stellen zu können: Welche sind die möglichen Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Mensch und Stil? Nicht: *Wie muss man die ‚Gleichung von Mensch und Stil‘ verstehen?*, sondern: *Wie lässt sich die ‚Gleichung von Mensch und Stil‘ überhaupt denken?* ist die Ausgangsfrage für die zu erarbeitende Typologie. Kurzum: Welchen anthropologischen Mehrwert bringt dieses Narrativ mit seinen unterschiedlichen Auslegungen mit sich?

Vier Möglichkeiten die Gleichung von Mensch und Stil zu denken

Die systematische These des ersten Teils dieser Arbeit besagt, dass sich innerhalb der Stilforschung vor allem zwei Auffassungen des Mensch-Stil-Verhältnisses durchgesetzt haben, die aber noch näher differenziert werden können: Zunächst, und dies ist eine Art Gemeinplatz innerhalb der Stilforschung, wird zwischen einem Individual- und einem Kollektivstil unterschieden. Hinsichtlich des Diktums *Stil, das ist der Mensch selbst* ist mit ‚Mensch‘ also entweder der konkrete, einzelne Mensch oder der Mensch als Plural, als Kollektiv, gemeint. Innerhalb dieser klassischen Einteilung in Individual- und Kollektivstil wird aber eine weitere Binnendifferenzierung übersehen, und zwar ausgehend von der Bedeutung des Verbs ‚ist‘. Die Gleichsetzung von Stil und Mensch (*Stil, das ist der Mensch selbst*) kann zunächst auf zwei unterschiedliche Weisen gelesen werden: Die Aussage *Stil = Mensch* ist, wenn sie als Identitätssatz gelesen wird, nur dann wahr, wenn *Stil* \rightarrow *Mensch* und *Mensch* \rightarrow *Stil* gegeben sind. In dem Satz *Stil, das ist der Mensch selbst* stecken also zwei konträre Sachverhalte: entweder, dass der Mensch ein Ergebnis des Stils (*Stil* \rightarrow *Mensch*), oder umgekehrt der Stil ein Ergebnis des Menschen ist (*Mensch* \rightarrow *Stil*). Diese Differenzierung wird in Arbeiten zum Stilbegriff kaum bis gar nicht vorgenommen, und selbst wenn, dann nicht in systematischer Hinsicht, sondern nur implizit bei der Beschreibung einzelner konkreter Stiltheorien.

Begrifflich soll daher die gängige Differenzierung von *individualistisch* und *kollektivistisch* nochmals um die Unterscheidung von *expressivistisch* und *konstruktivistisch* erweitert werden. Die These ist, dass das die Gleichung von Mensch und Stil auf vier verschiedene Weisen gedacht werden kann: Entweder kann Stil als etwas verstanden werden, wodurch etwas *Individuelles ausgedrückt* oder *konstruiert* wird; oder

Stil wird als etwas verstanden, wodurch etwas *Kollektives ausgedrückt* oder *konstruiert* wird. Die traditionellen Positionen zum Verhältnis von Mensch und Stil, so die These, lassen sich damit in folgende vier Idealtypen einteilen, die im Laufe der einzelnen Kapitel nochmals terminologisch differenziert werden:

- Stil ist Ausdruck von Individualität (*Romantizismus*).
- Stil ist Ausdruck von Kollektivität (*Historizismus*).
- Stil ist Konstruktion von Individualität (*Ästhetizismus*).
- Stil ist Konstruktion von Kollektivität (*Funktionalismus*).

In den folgenden Kapiteln gilt es, diese Typologie anhand exemplarischer Stiltheorien zu erarbeiten. Es geht dabei explizit nicht darum, eine vollständige Auflistung aller gängigen Stiltheorien zu bieten, sondern eine idealtypische Typologie zu erstellen; selbstverständlich gibt es auch Stiltheorien, die Überschneidungen aufweisen und nicht ausschließlich einem der vier Typen zuzuordnen sind. Dies widerspricht der systematischen These zur Typologie der klassischen Stiltheorien aber nicht, sondern zeigt vielmehr, dass sich das gängige Denken über Stil innerhalb der vier Koordinaten *Ausdruck – Konstruktion – Individualität – Kollektivität* abspielt. Kurzum: Welchen Nutzen haben die unterschiedlichen Stilbegriffe für die Frage *Was ist der Mensch?* Welches Wissen lässt sich durch die jeweiligen Stiltheorien über den Menschen gewinnen? Gemeinsam ist den traditionellen Stiltheorien dabei ein Grundgedanke, der sich wie folgt zusammenfassen lässt: Mensch und Stil stellen zwei unterschiedliche Relata einer Relation dar; durch die unterschiedlichen Deutungen des Verhältnisses von Mensch und Stil treten damit unterschiedliche Aspekte des menschlichen Lebens in den Vordergrund des Erkenntnisinteresses, die es nun zu ordnen gilt.

1.1 Ausdruck von Individualität: Romantizismus

Die geläufigste und bekannteste Lesart des Topos *Stil, das ist der Mensch selbst* besteht darin, die Formulierung ‚der Mensch‘ auf das konkrete Individuum hinter der Tätigkeit oder dem Werk zu beziehen: Damit gemeint ist, dass im Stil die Besonderheit, das Charakteristische der jeweiligen Person zum Vorschein kommt. Begrifflich haben sich innerhalb der Forschung hierfür die Bezeichnungen „Individualstil“